

Dichtung in Schiller's Geiste zu vollenden, und er stand von einem Unternehmen ab, dem sich später viel geringere, dem Geiste Schiller's weniger verwandte Kräfte gewachsen glaubten. Goethe schreibt in seinen „Tag- und Jahreshäften“ über seine Absicht, den „Demetrius“ zu vollenden, die erschütternden Worte: „Aber Entschlussum, den die Verzweiflung bei einem großen Verluste in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getränkt. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchem ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrisen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katastroph zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichname in die Gruft, die ihn geprängelt eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verweisen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden Nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten.“ Erst nach Monaten raffte er sich aus diesem „hohlen Zustande“ auf und verfaßte jenen schönen „Epilog“, in welchem er seinen verstorbenen Freund verherrlichte, wie noch kein Dichter von einem gleichgroßen Dichter verherrlicht wurde; dieser Epilog ist ein Denkmal, das den Feiernden fast mehr noch ehrt als den Gefeierten. Bei einer zum Andenken Schiller's am 10. August auf dem lauchstädter Theater veranstalteten Aufführung der Schiller'schen „Glocke“, deren einzelne Rhapsodien unter den verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft vertheilt waren, sprach die Muse diesen Weihegesang, unter der emporstehenden Glocke hervortretend.

Einige interessante Besuche, darunter der des Philosophen Wolf, dessen Gespräche stets höchst anregend und belehrend auf ihn wirkten, und Jacobi's, welcher auf seiner Ueberstedeungsreise nach München bei seinem alten Freunde in Weimar einkehrte, thaten das Ihrige, um Goethe zu zerstreuen und ihn dem Leben und seinen höhern Aufgaben wieder zu gewinnen. Bei allen Differenzen, welche auch diesmal zwischen Goethe und Jacobi hervortraten, wirkte doch des letztern Gegenwart auf ihn sehr wohlthuend und erfrischend. Es war für Goethe ein wahres Herzensbedürfnis, immer wieder mit Jacobi an-

zuknüpfen; seit 1800 hatte er die Correspondenz mit ihm erneuert; war ja doch Jacobi's Richtung, wie er ihm einmal schrieb, „die reinste, die er je gekannt.“ Während des Sommeraufenthalts in Lauchstädt trat er namentlich dem Dr. Gall näher, der in den ersten Tagen des Augusts seine Vorlesungen über Schädellehre in Halle begonnen hatte und mit dem er vielfach experimentirte. Es ist begreiflich, daß ihn, der sich mit der Schädelbildung so vielfach beschäftigt hatte, die Gall'sche Doctrin lebhaft interessiren mußte. Als Curiosum verdient erwähnt zu werden, daß Gall, nachdem er auch Goethe's Schädel untersucht, ganz ernsthaft versicherte, Goethe sei nicht sowol zum Dichter als zum Volkstheater geboren, eine Versicherung, die allein hinzureichen scheint, Gall's Lehre in einigen Mißcredit zu bringen. Gegen Ende des Augusts machte Goethe einen Ausflug in die ihm so lieb gewordene Harzgegend und besuchte unter Anderem auch Magdeburg, Helmstedt und Halberstadt, wo er sich Gleim's segensreiches und liebevolles Wirken lebhaft gegenwärtigte und den Gleim'schen Freundschaftstempel und des Dichters „ablebende“, unter dem Namen Gmelinde bekannte Nichte besuchte. Ueber einzelne Persönlichkeiten, mit denen er auf diesem Ausfluge zusammentraf, wie den Karitätenfammler Deireis, halb berüchtigt, halb gerühmt, halb Charlatan, halb Gelehrter und über den Landrath Hagen auf der Rienburg, der „tolle Hagen“ genannt, enthalten seine Annalen anziehende Mittheilungen.

Erwähnt zu werden verdient, daß Goethe bei seiner ungeheuern vielseitigen Thätigkeit doch noch Zeit und Stimmung genug übrig behielt, um in den Jahren von 1804 bis 1806 eine Reihe von Recensionen in die „Zenaische allgemeine Literaturzeitung“ zu liefern, die in mancher Hinsicht von Interesse sind. In den frankfurter Recensionen der Jahre 1773 und 1774 hatten wir es mit dem Verfasser des „Göz“ und des „Werther“ zu thun; in den Recensionen der Jahre 1804 bis 1806 erkennen wir den gereiften Mann, der inzwischen „Iphigenia“, „Torquato Tasso“ und „Hermann und Dorothea“ gedichtet hat. Die Gährung ist vollbracht, das Getränk hat sich abgekühlt und erscheint vollkommen durchsichtig, aber auch stoffhaltig und geistig. Die Form ist meist glatt und zierlich, die Gesinnung wohlwollend, die Auffassung rein objectiv. Er kämpft nicht mehr, wie früher in den frankfurter gelehrten Anzeigen, für den eigenen Hof und Herd einer fast unbewußten Genialität, die sich instinctartig durch die beengenden Dämme einer den Zeitgeschmack beherrschenden engherzigen Kunst- und Lebensansicht Bahn zu brechen suchte. Goethe fühlt sich bereits im gesicherten Besitze dessen, wozu er früher unter Sturm und Drang gestrebt hat; das literarische Deutschland liegt zu seinen Füßen, hängt am Hauche seines Mundes und späht nach dem Zucken seiner Augenbrauen. Er aber mißbraucht die kritische Obergewalt nicht, die man ihm einräumte; er bleibt Allen, was ihm nach dem etwas feierlich devoten Ausdrucke seines höheren Alters so viele Souveraine und Fürsten blieben, ein „gnädiger Herr“, er bespricht meist nur, was ihm vorzugsweise zuzug, und was ihm unbequem und fremdartig erscheint, das weiß

er sich zurecht zu legen und sich darein zu schicken. Das Natürliche auf natürliche Weise zu sagen, blieb jedoch immer noch die kritische Stylart Goethe's, und in sofern, wenn auch klarer und gemäßigter, erscheint er immer noch als der Goethe von 1773.

Eine besondere Berücksichtigung unter diesen Recensionen verdient vielleicht die über die Gedichte von Voss, denn es ist vielleicht noch nie eine stylistisch so vollendete Recension geliefert worden als diese. Man kann von dieser Recension sagen, daß Goethe sie gedichtet habe, und man erstaunt, daß der Schöpfer so vieler großen Werke und Dichtungen noch Zeit und Neigung genug übrig behielt, an eine Recension eine solche bis ins Einzelnste liebevoll eingehende Sorgfalt zu verwenden, sodas jedes Wort abgemogen zu sein scheint. Namentlich ist der Eingang ein höchst gefälliges Landschaftsbild mit lebendiger Staffage, worin uns eine dörfliche Gegend unter der verschiedenen und wechselnden Beleuchtung und Färbung der Jahreszeiten in vier Rahmen dargestellt wird. Zugleich lernen wir aus dieser Recension diejenigen Ansichten Goethe's über politische Poesie kennen, die wir von ihm aus seiner reiferen Periode erwarten dürfen. Er führt das Freiheitsgefühl bei dieser Gelegenheit auf das dumpfe Bewußtsein individueller Bedrücknisse zurück, ohne in seiner stets wohlwollenden Weise den Freiheitschwärmern daraus einen bitteren Vorwurf zu machen. Goethe schließt seine Betrachtung über die Freiheitspoesie mit den Worten: „Man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theile, um die Sklavensessel der Wirklichkeit zu zerprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.“ Dagegen lobt Goethe, der seine echt protestantische Gesinnung bei mehr als einer Gelegenheit aufs Stärkste bekundet, den Dichter aufs Höchlichste, wenn dieser gewaltig einschreitet „gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Sagen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verkehrer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel.“ Er verwirft die Maxime, welche fordert, daß man auch gegen Intoleranz tolerant sein müsse, nur als scheinbar gerecht, vielmehr als parteiüchtig und grundfalsch. „Intoleranz,“ sagt er, „ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.“

In immer größerem Maße offenbart sich später an Goethe eine liebenswürdige Sympathie für solche Dichter, welche entweder, wie Hiller, aus dem Volke heraus oder, wie Hebel, in das Volk hineindichteten. Er nahm solche Erscheinungen wie liebliche Naturphänomene, welche die Gemüthsruhe eher zu fördern als zu stören im Stande sind. Seine Recensionen über Hebel's allemannische Gedichte, über Gröbel's Gedichte in nürnbergischer Mundart und über Hiller's Gedichte und Selbstbiographie gehören noch seiner kritischen Periode von 1804—1806 an und erschienen ebenfalls in der Jenaischen allgemeinen

Literaturzeitung; in eine spätere Zeit gehört seine Empfehlung des im strasburger Dialekte verfaßten Lustspiels „Der Pfingstmontag“ von Arnold. Goethe's Recension über Hebel hat unzweifelhaft viel dazu beigetragen, dessen allemannische Gedichte populair und einem weitem Kreise bekannt zu machen. Schiller lag diese Theilnahme für Volks- und namentlich Dialektdichter ganz fern und er verargte es Goethe, daß dieser sich herabließ, Gröbel öffentlich zu empfehlen. Man erkennt hierin doch einen Zug von einer zwischen beiden Naturen fortbestehenden Grundverschiedenheit und findet Goethe's Ausspruch bestätigt, daß Schiller eine aristokratischere Natur gewesen als er.

War das Jahr 1805 durch den Tod Schiller's für Goethe ein sehr trauriges gewesen, so wurde für ihn das folgende (1806) ein noch verhängnisvolleres, indem die Katastrophe vom 14. Oct. die Existenz des geliebten Fürstenhauses und des weimarischen Ländchens erschütterte und mit Vernichtung bedrohte und sein eigenes Hauswesen gefährdete. Ihm selbst scheint schon während der Vorbereitungen zum Kriege nicht wohl zu Muth gewesen zu sein; er hatte bei Balmy mit angesehen, wie in wenigen Stunden Zeit die hochstehendsten Erwartungen, die Ueberhebungen allzu kühnen Selbstvertrauens niedergelegt werden können. Er bemerkt in seinen „Tag- und Jahresheften“: „Die Preußen fahren fort, Erfurt zu besetzen; auch unser Fürst, als preussischer General, bereitet sich zum Abzuge. Welche sorgenvolle Verhandlungen ich mit meinem treuen und ewig unvergeßlichen Geschäftsfreunde, dem Staatsminister von Voigt, damals gewechselt, möchte schwer auszusprechen sein; ebenso wenig die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartiere Niederroßla.“ Schade, daß man von dieser „prägnanten“ Unterhaltung Nichts weiter erfahren hat, als daß sie statt gefunden. „Es ist aber,“ fährt Goethe fort, „in solchen bedenklichen Momenten das Herkömmliche, daß Vergnügungen und Arbeiten, so gut wie Essen, Trinken, Schlafen in düsterer Folge hinter einander fortgehen.“ Doch brachte ihn dieser Kriegsthumult auch mit mehreren interessanten Männern zusammen, mit dem Prinzen Louis Ferdinand, seinem alten Kriegsfameraden, den er „nach seiner Art tüchtig und freundlich“ traf, mit dem Generale von Gravert, dem Obersten von Massenbach, den er durch seine beredten Vorstellungen bewog, ein von ihm ungeschickt verfaßtes „moralisches Manifest“ gegen Napoleon zurückzunehmen, mit dem Hauptmanne Blumenstein, „jung, Halbfranzos, freundlich und zutraulich.“ Mit allen diesen war er bei Fürst Hohenlohe zu Tafel.

Die Schlacht von Jena und Auerstädt war verloren, Weimar der französischen Soldateska preisgegeben. Vandalisch hauste diese; nur die Würde und Festigkeit, womit die Herzogin Louise, die allein von den Mitgliedern der herzoglichen Familie in Weimar zurückgeblieben war, dem rauhen Soldatenkaiser entgegentrat, bewahrte vor weiterem Unheile. Auch Goethe's Haus blieb nicht verschont, zwei Citailleurs bedrohten sogar sein Leben, und auch hier zeigte ein Weib, Christiane Vulpius, eine Entschlossenheit, wie Frauen sie so oft zeigen, wenn sie

das Ihrige und die Ihrigen gegen brutale Gewaltthat zu vertheidigen haben. Ihrem muthigen Auftreten verdanke Goethe zumeist, daß es nicht zum Aergsten kam. Vielleicht war dies energische Benehmen, das Achtung erweckte und zur Dankbarkeit aufforderte, ein Beweggrund mit, daß Goethe sich endlich mit ihr trauen ließ¹⁶⁾. Marschall Angereau bestellte ihm nach seinem Eintreffen sofort eine Schutzwache, deren sich Wieland, als Mitglied des französischen Nationalinstituts, vom Anfange an erfreut hatte. Zwar fanden sich in seinem Hause Patronen und Pulver überall hin zerstreut, aber sein Werthvollstes, seine Papiere, darunter die Manuscripte zur Farbenlehre, das Erste, was er in Sicherheit zu bringen gesucht hatte, waren gerettet, während sein Freund Heinrich Meyer Alles, auch seine Zeichnungen bei der Plünderung verloren hatte und Herder's handschriftlicher Nachlaß leider größtentheils vernichtet war. Doch verursachte ihm die überhäufte Einquartierung dieser Tage große Unruhe und noch empfindlichere Unkosten; indessen verschaffte sie ihm auch ein mehrtägiges Zusammensein mit dem Aegyptologen Denon, dem Director der kaiserlichen Museen, den er schon in Venedig kennen gelernt hatte. Das Unglück des herzoglichen Hauses machte auch seinen Patriotismus rege. Bekannt sind die Worte, die Johannes Falk ihm in den Mund legt: „Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist: die Schande der Deutschen will ich besingen und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden“ u. s. w. Falk ist in seinen Mittheilungen über Goethe nicht immer glaubwürdig, aber es läßt sich wol annehmen, daß die Erregung des Augenblicks dem von dem Unglücke des herzoglichen Hauses niedergeschmetterten Dichter wol solche oder ähnliche Worte eingegeben haben könne. Um das Seinige dazu beizutragen, das deutsche Volk aus seiner Erschlaffung durch die Erinnerung an eine deutsche Heldengröße emporzureißen, überfetzte er auch Johannes von Müller's französisch gehaltene Rede „Ueber den Ruhm Friedrich's des Großen“¹⁷⁾.

Was sonst die literarische Thätigkeit Goethe's in diesem Jahre betrifft, so beschränkte sich dieselbe namentlich auf die Fortführung der Farbenlehre und auf die

Revision seiner Werke zum Zwecke der projectirten neuen Ausgabe derselben. Ueber die erstere bemerkt er in den „Tag- und Jahreshften“: „Die Vorarbeiten zur Farbenlehre, mit denen ich mich seit zwölf Jahren ohne Unterbrechung beschäftigt, waren so weit gediehen, daß sich die Theile immer mehr zu runden anfangen und das Ganze bald selbst eine Consistenz zu gewinnen versprach.“ Noch im Laufe dieses Jahres begann der Druck, der dann im folgenden Jahre rasch weiter gefördert wurde; aber erst im Jahre 1810 sah er „das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern;“ die gestochenen Tafeln wurden nach seinen eigenen sorgfältigen Zeichnungen illuminiert und dadurch wol besonders die Druckvollendung des Werkes so lange verzögert, wiewol auch die umfangreichen Studien zu dem historischen wie dem physikalischen Theile des Werkes das Unternehmen nur langsam fortschreiten ließen. Die neue Ausgabe seiner Werke, mit der er in diesem Jahre bis zum vierten Bande gedieh, nöthigte ihn, seine Arbeiten sämmtlich wieder durchzugehen und jeder einzelnen Production die „gehörige Aufmerksamkeit zu widmen,“ ob er gleich seinem alten Vorsatze treu blieb, „Nichts eigentlich umzuschreiben oder auf einen hohen Grad zu verändern.“ So wurden die zwei Abtheilungen der Elegien, „wie sie noch vorliegen,“ eingerichtet, „und „Faust“ in seiner jetzigen Gestalt fragmentarisch behandelt.“ Doch beschäftigte ihn die Zusammenstellung, Anordnung und Ueberarbeitung der Fragmente des ersten Theils der Dichtung noch ziemlich lange Zeit, vom Winter 1806 bis zum Mai 1807. Merkwürdiger Weise trat, selbst nach Schiller's Tode, der Gedanke zu dem Epos „Toll“ ihm in diesem Jahre wieder näher. Er hatte wieder einmal Luß, „Hexameter zu schreiben,“ und sein gutes Verhältniß zu Voss, Vater und Sohn, ließ ihn hoffen, „in dieser herrlichen Versart immer sicherer vorzuschreiten.“ Er erzählt in den „Tag- und Jahreshften“ dieses Jahres, wie er den epischen Tode, 1797 in der Schweiz concipirt, später dem dramatischen Tode Schiller's zu Liebe bei Seite gelegt habe, und fährt dann fort: „Beide konnten recht gut neben einander bestehen; Schiller's war mein Plan gar wohl bekannt, und ich war zufrieden, daß er den Hauptbegriff eines selbständigen, von den übrigen Verschworenen unabhängigen Tode benutzte; in der Ausführung aber mußte er, der Richtung seines Talent's zufolge, sowie nach den deutschen Theaterbedürfnissen, einen ganz anderen Weg nehmen, und mir blieb das Episch-Ruhiggrandiose noch immer zu Gebote, sowie die sämmtlichen Motive, wo sie sich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Gestalt annehmen.“ Leider ist die Welt um den Genuß gekommen, neben dem Schiller'schen Tode auch einen Goethe'schen zu besitzen und beide mit einander vergleichen zu können: „aber die Tage waren so ahnungsvoll,“ bemerkt Goethe, „die letzten Monate so stürmisch und so wenig Hoffnung zu einem freieren Athemholen, daß ein Plan, auf dem Bierwaldstädter See und auf dem Wege nach Altorf, in der freien Natur concipirt, in dem beängstigten Deutschland nicht wohl wäre auszuführen gewesen.“

16) Die Trauung fand Sonntags den 19. Oct. in der Schloßkirche statt. Oberconsistorialrath Günther segnete sie ein. Goethe's Sohn und Niemer wohnten als Zeugen der feierlichen Handlung bei.

17) Goethe bewies auch in diesem Falle, wie sehr er sich über jene Empfindlichkeit, wie sie gewöhnlichen Menschen eigen zu sein pflegt, zu erheben wußte. Bekanntlich hatte sich Friedrich der Große in seiner Schrift „De la littérature allemande“ über den „Geh von Verlichingen“ ein ebenso beschränktes als wegwerfendes Urtheil erlaubt. Hierüber schrieb Goethe schon im Jahre 1781 an Möser's Tochter, Frau von Voigt: „Wenn der König meines Stückes in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wol keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein.“ Und er setzt hinzu: „Mich dünkt, das Ausschließende zieme sich für Große und Bornehme,“ womit er freilich rückwärts voll entschuldigt, was doch an sich nicht wohl zu entschuldigen ist.